

## Freiheit.

Von Schellen.

Die feurigen Berge donnern sich zu,  
Es hallt ihr Krachen von Zone zu Zone;  
Die Meere stürmen sich aus auf der Ruh',  
Und es hebt des Nordpols eifige Krone,  
Wenn erschallt des Typhons Trombone.

Einer einzigen Wolke der Bliz entwehrt,  
Der tausend Inseln in Blut entzucht;  
Die Erde beb't — eine Stadt ist zerschmettert,  
Und hundert beben und wanken; es kracht  
Der Erde tiefunterster Schacht.

Doch heller Dein Blick als des Blüthes Schein,  
Und wie Du, so dröhnet die Erde nimmer;  
Des Meeres Echo, der Vulkan's Spei'n  
Uebertönt, überstrahlt Du; der Sonne Schimmer  
Ist vor Dir wie Freilichtes Geblümm.

Von Berg und Woge und jagender Wolke  
Glänzt die Sonne durch Nebel und dunstigen Flor;  
Von Seele zu Seele, von Bolze zu Bolze,  
Von Stadt zu Dorf schwingt Dein Tag sich empor —  
Wie Schatten der Nacht flieh'n Sklav und Tyrann,  
Wenn Dein Licht zu leuchten begann.

(Nachdruck verboten.)

## Am Krankenbette.

Von G. Ahlgren.

Nach dem Schwedischen von Georg Gärtner.

Pfarrer H. stand im Korridor und zog seinen Ueberrock an. Es lag ein unnatürlich kalter Ausdruck auf diesem jungen Gesicht mit diesen ältlichen Fügen um den Mundwinkel; seine schmalgeschulterte Figur war so gebeugt und seine Brust so eingesenken, daß er unwillkürlich Theilnahme erweckt haben würde, wenn nicht ein Ausdruck der Strenge und der Selbstbefriedigung ein solches Gefühl unterdrückt hätte.

„Ich brauche wohl nicht daran zu erinnern, daß wir hier mehr als irgendwo anders die Strenge des Gesetzes über der Sanftmuth des Evangeliums gelten lassen müssen,“ sagte der alte Domprediger, der mit einer Hand die Thürklinke festhielt und mit der anderen die Pfeife zum Munde führte, um einen Zug zu thun, während er die Antwort des Pfarrers erwartete.

„Ich werde thun, was mein Gewissen mir vorschreibt,“ antwortete dieser in spitzigem Tone.

„Ja, ja, ja, gewiß,“ sagte der alte Herr gutmüthig, die Worte wie kauend; „ich wollte Sie nur daran erinnern, daß wir es hier zu thun haben mit einer jener freien Verbindungen, die wir — die Diener der Kirche — so energisch auszurotten streben.“

„Es ist ein wenig spät, mit diesem Ausrotten am Sterbebette zu beginnen,“ antwortete Pfarrer H. in Sarkastischem Tone, der gerade nicht von besonderer Ehrfurcht gegen seinen Vorgesetzten zeugte.

„Ja, ja, ja, gewiß,“ antwortete dieser etwas verlegen, „aber ich habe nie lernen können, diese Menschen zu beugen.“

„Ich hoffe solch ein leichtsinniges Leben!“ rief der junge Mann; „und ich werde es verfolgen, unerbittlich, bis in seine verborgensten Schlupfwinkel.“

„Ja, ja, aber doch mit Sanftmuth,“ sagte der Alte halb fragend; „man kann durch Güte viel ausrichten.“

„Wir haben gesehen, wie weit man mit Güte kommt; das Unkraut schießt an allen Orten äppig empor; was nun erforderlich wird, ist energisches Handeln.“

„Ja, ja . . . und Jedermann beurtheilen nach den Gaben, die er besitzt. Per Krabb ist doch in jedem Falle ein guter Kerl gewesen.“

„Ein guter Kerl? . . . und er lebt mit einer Frau zusammen, die ihr Kind ermordet hat!“

„Ja, das ist ein Elend, das ist ein Elend,“ murmelte der Alte, an dem Mundstück seiner Pfeife kauend, indem er hineinhumpelte.

Der Pfarrer hing die lederne Tasche um, in der sich Alles befand, was für die Verabreichung des heiligen Abendmahles erforderlich war, und begab sich auf den Weg.

Er hatte ungefähr eine Viertelmeile zu gehen. Anfangs folgte er einem ziemlich ungebahnten Weg durch die Heide, später einem kleinen Pfade, der zwischen den Feldern dahinführte.

Der Himmel wölbte sich weißlichblau über den abgemähten Roggenfeldern und den Aedern mit wogendem Weizen; kein Wölkchen war zu sehen, nur am fernem Horizont zeigten sich wollartige Wollenmassen mit schwefelgelben Rändern.

Es war warm und schwül, kein Zephyr senfte.

Der Pfarrer ging schnell, vornüber gebeugt, mit kleinen, hastigen Schritten, eine Gewohnheit, die er sich durch vieles Sehen auf den Straßen der Städte angeeignet hatte. Nachdem er ein Wäldchen von verschrumpten Birken durchschritten hatte, war er, wo er sein mußte.

Es war ein niedriges Haus mit rothem Giebel und einem mit Moos bewachsenen Schilddach; an jeder Seite von der Thüre befand sich ein kleines Fenster; das Ganze von einem kleinen Garten umgeben, in welchem nicht

als Kohl wuchs, war vom Wege durch ein hölzernes Staket getrennt.

Der Pfarrer öffnete die obere und untere Thüre und trat ein. Der Hausflur war erst gefegt und der frisch gestreute Sand knirschte unter seinen Füßen. Er fühlte sich ein wenig beklemmt, nun er zum ersten Male in Ausübung seines Amtes mit der ländlichen Bevölkerung in direkte Berührung kommen sollte, die er nicht weiter kannte, als durch das, was er auf dem Markte oder in der Nebenkirche, wo er zweimal wöchentlich predigte, von ihr gesehen hatte. Er hob die Klinke einer zweiten Thüre auf und sah in das Zimmer.

Bevor er sich auf den Weg begab, wußte er, daß er ein Haus der Sünde betreten würde, und er hatte sich vorgestellt, wie Alles aussehen, welche Art von Menschen er finden und was er zu ihnen sagen würde. Er hatte sich im Voraus mit Energie ausgerüstet, um vor nichts zurückzuschrecken, nicht vor der schmutzigen Umgebung, nicht vor der Frau in Lumpen, noch vor diesem abgelebten, rauhen Gesicht, — auf das der Tod sicherlich bereits seinen Stempel gedrückt haben würde.

Er blieb erstaunt auf der Schwelle stehen. Ein wunderliches Gefühl bemächtigte sich seiner, indem er seinen Blick durch das Zimmer schweifen ließ, das, obwohl ärmlich ausgestattet, doch von Ordnung und Keiligkeit Zeugniß gab; der Lehmbooden war mit Baumreißern festretzt, die hölzernen Möbel waren ungefärbt, aber weiß geschweert, und die Sonne ließ ihre Strahlen im goldenen Abendglanz durch die hellen, grünlichen Scheiben dringen und auf den geweihten Mauern spielen.

Er nahm den Hut ab.

War das die Frau, die er suchte? Sie saß, ein großes Tuch um ihre Schultern geschlagen, vor einem Tischchen, das neben das Bett geschoben war, und hatte — wie es schien — aus der aufgeschlagenen Bibel vorgelesen. Als der Pfarrer eintrat, stand sie auf und legte ihre Brille mit einer gewissen Umständlichkeit auf das geöffnete Buch, wie um Zeit zu gewinnen.

Ihr Gesicht zeigte den gewöhnlichen Bauerntypus und aller Wahrscheinlichkeit nach hatte sie die Fünfzig schon passiert. Sie war eher klein als groß, hatte breite Hüften und Schultern und eine gebückte Haltung, sodas ihr Rücken fast den Eindruck machte, als sei er mißgestaltet. Ihr Gesicht war braun und verwitert und erinnerte an die Schale einer reifen Wallnuß, aber in diesem Gesichte glänzte ein Paar heller Augen, deren Blick der Pfarrer später nimmermehr vergessen sollte. Sie waren dunkel braun und so durchdringend-fragend, so forschend-aufmerksam, wie die eines mißtrauischen Hundes, der Unrath wittert.

Sie streckte ihre Hand nicht aus, wie die Armen zu thun pflegen, sondern blieb still, in Erwartung stehen. Erst als der Pfarrer ihr Gutentag sagte, erwiderte sie dessen Gruß mit einem Nicken, ohne einen Moment ihre Augen von seinem Gesichte abzuwenden.

„Schläft er?“ sagte der Pfarrer nach dem Bette sehend.

„Nein.“

„Sie ging um den Tisch herum zu dem Kranken.“

„Hier ist der Pfarrer,“ sagte sie, sich über das Bett neigend. Man hörte eine heisere Stimme etwas sagen; die Frau half nun dem Kranken sich im Bette emporsetzen, worauf sie sorgfältig die Kissen zur Stütze um seinen Rücken aufstapelte.

Der junge Geistliche wurde nun eine andere Figur gewahr, die er bis jetzt noch nicht bemerkt hatte. Es war ein langer, ausgehofferter Junge, der, verkrüppelt und ausgemergelt, halb saß, halb lag in einem roh-hölzernen Rollstuhl. Das unnatürliche graublau Gesicht sah alt und abgelebt aus; es war unmöglich, sein Alter zu bestimmen; er konnte ebenso gut zwanzig als fünfzehn Jahre alt sein. Er war blind.

Der alte Mann im Bett streckte die Hand aus. „Das war gut von dem Herrn Pfarrer, daß er sich zu diesem Gang herbeiließ“, brachte er mit Anstrengung hervor, indem sein Bestes that, das Husten zu unterdrücken.

Der Pfarrer nahm die Hand des Kranken in die seine.

„Natürlich kam ich gerne“, sagte er; „wie geht es?“

„O . . . tödtlich krank!“ antwortete der Siedle, in ein rasselndes Husten ausbrechend.

„Er hat das jeine gehabt“, murmelte die Frau an der anderen Seite des Tisches, wohin sie sich zurückgezogen hatte.

„Mutter, ich bin so müde“, klang eine klagende Stimme aus dem Rollstuhl.

Die Frau antwortete nicht. Sie schüttelte die Kissen auf der schmalen Bank, die zwischen Thüre und Ofen stand, etwas auf, ging dann zu dem Jüngling, legte einen Arm unter seine Kniee, den andern um seinen Rücken, hob ihn empor und trug ihn mit schwerem, festen Tritt durch das Zimmer, sodas der Sand unter ihren Holzschuhen krachte, obgleich sie dieselben so vorsichtig als möglich niederlegte, um kein Geräusch zu machen. Nachdem sie den blinden Knaben auf die Bank niedergelegt hatte, lehrte sie an ihren vorigen Platz zurück,

von dem aus sie Beide, den Kranken und den Seelenhirten, beobachten konnte.

„Ist das Euer Sohn?“ fragte Letzterer.

„Nein, aber er will mich nicht anders als „Mutter“ nennen.“

Sie hatte eine rauhe, eintönige Stimme, die man zurückstoßend hätte nennen können. Sie schien sagen zu wollen: „Bekümmere dich nicht um mich!“

Es trat eine Pause ein; man erwartete, daß der Pfarrer zu sprechen anfangen würde.

„Hat Krabb schon einmal darüber nachgedacht, was es heißt, von Allem zu scheiden und sich vor dem Richterstuhl Gottes, des Allwissenden, zu stellen?“ fragte er.

„Man denkt nicht immer, was man denken soll“, war die zögernde Antwort.

„Am nur einmal etwas zu nennen,“ fuhr der Geistliche fort, „über das Verhältniß, in dem Ihr Beide gelebt habt?“ Er blickte von dem alten Mann auf die Frau.

Keines von Beiden antwortete. Sie wußten nicht recht, was er meinte. „Verhältniß“ war kein Wort, das sie kannten.

„Warum seid Ihr nicht verheirathet?“ versetzte er. Keine Antwort.

Warum sollten sie sich die Mühe gemacht haben, Veränderung zu bringen in etwas, das in ihrem Stande so oft vorkommt? Das begriffen sie nicht.

„Mein Vorgänger hat Euch mehr als einmal gesagt, daß Ihr Euch trauen lassen solltet“, fuhr der Geistliche in strengem Tone fort.

Der Kranke fing an unruhig auszuweichen.

„Sie wollte nicht.“ Der Kranke machte eine Bewegung mit dem Kopfe nach der Richtung hin, wo die Frau stand.

„Warum wollte sie nicht?“ Des Pfarrers Blick begegnete ihren dunkelbraunen Augen.

„Weiß der Pfarrer denn nicht von diesem — mit mir?“

„Das Ihr Euer Kind ermordet habt?“

Er glaubte eine Verbrecherin wohl so antreden zu dürfen.

„Ja.“

Keine Spur von Zaubern, kein Schimmer von Bosheit, nur dieselbe Unfreundlichkeit.

„Es wäre doch besser gewesen zu heirathen als — so, wie jetzt Verbrechen auf Verbrechen zu häufen.“

Niemand antwortete, aber der Anglistschweiß perlte dem Kranken auf der Stirne. Es schnitt dem jungen Manne durch die Seele, aber er glaubte, es sei seine Pflicht, streng zu sein.

„Kann mir nun das Abendmahl nicht gereicht werden?“ fragte der alte Mann, nachdem er den vorwurfsvollen Blick des Predigers auf sich hatte ruhen fühlen; und über das bleiche Gesicht flog ein Ausdruck der Angst.

Für diesen alten Mann beruhte die Seligkeit seiner Seele auf dem „Ja“ — oder — „Nein“ des Geistlichen. Es kam nur darauf an, ob er ihm das heilige Abendmahl reichen wollte oder nicht.

Soll man das Aberglauben oder Glauben nennen? Der Prediger begann zu sprechen, wie kein Amt es erhelschte. Er sprach über die Gnade, über die Belehrung, das Krankenbett, über Gottes Barmherzigkeit und den seligmachenden Glauben. Der Kranke hatte sich wieder gelegt und faltete die Hände, aber es war deutlich, daß er den Worten des Seelsorgers nicht folgte.

Nach seiner einfachen Ansicht blieb die Frage stets ebenso einfach: entweder der Pfarrer würde ihm das Abendmahl reichen und alles würde gut werden, oder der Pfarrer würde so lange zögern, bis es zu spät sei, und dann würde er für ewig verdammt sein. Alles hing von dem Geistlichen ab. Der junge Mann begriff, was in dem Gemüthe des Kranken vorging und es machte auf ihn einen sehr peinlichen Eindruck.

Er hatte es hier mit einer so weitgehenden Unkenntniß zu thun, mit einem Gedankengang, so fremd dem seinen, daß seine Gelehrsamkeit ihm hiergegen kein Mittel bot. Mit welchen Worten sollte er sich diesen Menschen begreiflich machen? Es war ihm, als ob er ihre Sprache nicht kannte und sie die seinige nicht.

Der Sterbende lag fortwährend still mit gefalteten Händen. Obwohl er schon sehr mühsam Athem holte und der Pfarrer schwieg, so ließ er doch auch kein Zeichen der Ungebuld blicken, that nichts, um die Entscheidung zu beschleunigen. In die Hand des Priesters hatte Gott die Macht gelegt, ihn zu erlösen, und auch die Macht, ihn für alle Ewigkeit verloren gehen zu lassen. Er beugte sich dieser Macht mit derselben stummen Ergebenheit, mit der viele von seinem Stande alle Sorgen und Verdrießlichkeiten, die ihnen die Welt auferlegt, tragen.

Dem jungen Mann war die Kehle wie zugeschnürt. Zeugte diese wortlose Ergebenheit nicht von einem ganzen Leben schwerer Entbehrung, aufgegebenener Wünsche, fruchtlosen Strebens?

Und er empfand es als einen Vorwurf, als die Frau ihre braunen Augen mißtrauisch auf ihn richtete; sie machte auf ihn keineswegs den Eindruck tiefer Ver-

Vorbenheit, sondern eher einer unbekannteren Naturkraft, die ihm imponierte.

Hier war kein anderer Ausweg, als das zu thun, was man von ihm verlangte.

Er bückte sich, nahm die heiligen Dinge aus der Tasche und hing sich das Priestergewand um die Schultern.

„Wünscht Per Krabb mir noch etwas zu sagen?“ fragte er leise, fast freundlich.

„Nein.“

Der alte Mann sah ihn an mit unsicherem Blicke, der verrieth, daß noch etwas in ihm vorging, womit er sich nicht recht herauszurücken getraute.

„Sprecht rund heraus, ich bin verpflichtet zu schweigen.“

„So etwas war es nicht“, antwortete der alte Mann.

„In jedem Falle, sagt es mir!“

„Ich dachte, aber . . .“

„Fahrt fort.“

„Daß sie vielleicht, diese . . .“

„Was?“

„Sie hat lange Jahre nicht den Muth gehabt, zum heiligen Abendmahle zu gehen. Ich dachte . . . aber das geht nicht.“

„Daß es ihr jetzt gereicht werden könnte?“

Der Geistliche sah die alte Frau forschend an.

„Ich will nicht“, sagte sie hastig, noch ehe der Pfarrer etwas zu ihr hatte sagen können.“

„Warum nicht?“

Die alten, wallnussbraunen Gesichtszüge verzogen sich auf sonderbare Weise, aber sie unterdrückte ihre Bewegung und wiederholte trocken:

„Ich will nicht!“

Der alte Mann sah enttäuscht aus. Es schien dem Seelsorger, als drängen dem Kranken die Thränen in die Augen.

„Für mich kommt es nicht darauf an“, fügte sie hastig und mürrisch hinzu; ihre Augen nahmen einen Ausdruck an wie die eines Hundes, der sich knurrend zurückzieht.

Der Geistliche nahm nun die heilige Handlung vor, ohne sich ferner um die Frau zu bekümmern. Sie faltete die Hände, verneigte sich bei dem Namen Jesus und schien aufmerksam den Gebeten zu folgen. Der Pfarrer beobachtete das sehr gut.

Als Alles beendet war, sank der alte Mann ermüdet in die Kissen zurück. Die peinliche Unruhe war gewichen, er war offenbar beruhigt.

Im Bette liegend konnte er durch das eine Fenster hinaus auf die Felder sehen.

„Kann!“ rief plötzlich der Alte in heftigem Tone; er schien die Anwesenheit des Predigers ganz vergessen zu haben. „Wie, in Jesu Namen, wird der Bauer das Korn herein kriegen, wenn solches Wetter wird?“

„Krabb sollte nun nicht mehr an solche weltliche Dinge denken“, sagte der Geistliche vorwurfsvoll.

Der Alte machte eine Bewegung und sah ihn an.

Andere, immer denken an Andere! Und doch Bemerkungen hören bis zum letzten! War das nicht das Leben der Armen? — Das Gesicht des jungen Mannes verzog sich schmerzlich. Welch treffende Lehre lag auch in der konventionellen Ehrerbietung, die man ihm erweist!

„Er hat fünfundsiebzig Jahre auf dem Platz gedient“, sagte die Frau unfreundlich mit einem vorwurfsvollen Zug um den Mund — „er hängt an Allem, und wenn es dem Bauer gilt, vergißt er alles Andere.“

Der Pfarrer wendete sich um; er schämte sich, als er diese Entschuldigung vernahm.

„Schlafs jetzt nur ein wenig“, sagte er in fast zärtlichem Tone, indem er den alten Mann auf die Seite legte und ihn sorgfältig zudeckte.

Der Geistliche blieb stehen und sah die Frau wieder an.

„Wie lange habt Ihr — bei ihm gewohnt?“

„Von der Zeit an, da — ich frei kam.“

„Ist das schon lange her?“

„Einundzwanzig Jahre.“

„Wie alt war't Ihr — als das Andere geschah?“

„Achtzehn.“

Sie hatte ihm, während sie auf seine Fragen antwortete, den Rücken zugekehrt und zog wie in Gedanken weiter und weiter das Bettlaken über das Bett.

„Wie kam't Ihr dann so auf einmal zu Per Krabb?“

Sie wendete sich um — erzürnt.

„Sie lagen alle an den Pocken und es war Niemand da, sie zu pflegen.“

„Warum mußt gerade Ihr . . .?“

„Da — an mir war doch nichts gelegen, sollte ich meinen.“

„War er damals nicht verheirathet?“

„Die Frau war den Tag vorher, als ich kam, gestorben; ihre Leiche stand oben.“

„Waren viele Kinder da?“

„Fünf. Er war der Jüngste,“ — sie zeigte nach der Bank am Ofen.

„Wie sind die Kinder gegen Euch?“

„Um!“

Sie lachte, welch' dumme Frage; es waren ja Stiefkinder!“

„Aber er!“

Der Pfarrer meinte den Blinden.

„Er war am Körper verstümmelt und ihm fehlte

das Gesicht; er hat nie Jemand anders als mich gehabt, der ihm helfen konnte.“

„Und Krabb selbst?“

Sie stand da und kämpfte gegen die Thränen, die auf einmal ihre braunen Augen verschleierten.

„Er? O, er ist immer . . .“

Sie konnte den Satz nicht beenden; sie wendete sich um.

„Habt Ihr denn wirklich einander — geliebt?“ wollte er fragen; die ersten Worte waren ihm unwillkürlich entschlüpft und nun hielt er plötzlich inne.

Sie antwortete nicht. Er wußte selbst nicht, ob sie verstanden hatte, was er mit seiner Frage meinte. Er kannte ihre Sprache, sie die seine nicht.

Aber er schämte sich seiner Zudringlichkeit. Er that das Priestergewand und die bei der heiligen Handlung gebrauchten Attribute wieder in die Tasche und hing diese über seine Schulter, sehr vorsichtig, um nicht irgend wo anzustoßen. Dann schlich er auf den Zehen hinaus; auf der Schwelle warf er noch einen letzten Blick in das Zimmer.

Da stand die Frau noch neben dem Bette und er konnte an ihrer Haltung sehen, daß sie weinte. Ihre plumpe Figur zeichnete sich in scharfen Umrissen ab gegen die grünlichen Fensterscheiben und die weiße Mauer.

Der Geistliche ließ leise die Thürklappe fallen und entfernte sich.

## Zur Landagitation.

### II.

f. Seit der Krise von 1877 hat der Aufschwung der deutschen Industrie, selbst in den günstigsten Perioden, nie mehr seine frühere Vollständigkeit erreicht. Das Warum liegt auch hier offen zu Tage. Nach der Ueberfüllung der heimischen Märkte begann eben die Exportproduktion, der Wettkampf auf dem Weltmarkte. Die unumschränkte Herrschaft des konzentrierten Kapitals begann, das allein im Stande war, alle Errungenschaften der Kultur, Technik, Maschinerie etc., kurz all jener gesellschaftlichen Faktoren, welche für die Weltmarktpreise der Waaren bestimmend sind, in seinen Dienst zu stellen.

Der Absatz war jetzt, so gut das unter dem System der „freien Konkurrenz“ möglich ist, in eine gewisse Grenze gewiesen, — die Grenze der Leistungsfähigkeit. Der Hunger des Kapitals nach Arbeitskräften geizig, ja, infolge der unausgesetzten Verbesserung in der Betriebstechnik, mit ihrem Korrelat der Reservearmee, bald übersättigt. Der kleine Kapitalist innerhalb der heimischen Märkte längt zu Boden gedrückt, spielte auf dem Weltmarkte gar keine Rolle mehr. — seine Proletarisierung vollzog sich jetzt rascher.

Auf das platte Land angewendet, nahm diese Entwicklung ungefähr folgenden Verlauf.

Die zunehmende Bevölkerung, das Aufblühen der Industrie, mit der damit Hand in Hand gehenden Steigerung der Lebensbedürfnisse kreurer Volksmassen, forderten gebieterisch auch eine Zunahme und Steigerung der heimischen Lebensmittelproduktion. Das geschah aber im Kampfe mit einer rührigen Konkurrenz des Auslandes, welche durch das nach billigen Löhnen schreiende Industriekapital herbeizitiert worden war. Der Fleisch- und Getreideimport, besonders von Amerika her, wo die Fruchtbarkeit des jungfräulichen Bodens durch eine für unsere Begriffe fabelhaft entwickelte Betriebstechnik unterstützt wurde, wuchs gewaltig. Die deutsche Landwirtschaft stand vor der Alternative, entweder gleichwerthige Riesensarnten den amerikanischen gegenüberzustellen, oder die Segel zu streichen.

Durch fortgesetzte Erhöhung der Schutzzölle haben sich unsere Agrarier bisher auf Kosten des gesammten Volkes um dieses Ultimatum herumgedrückt, die Krise verschärft.

Trotzdem hat die landwirtschaftliche Großproduktion einen riesenhaften Aufschwung genommen und die soziale Entwicklung auf dem platten Lande insofern vereinfacht, als das Großkapital innerhalb der Schutzzollmauern die Kleinbetriebe um so leichter erdroffeln, die Kleinbauern um so schneller proletarisieren konnte. Denn gerade die Hilfsmittel der Agrikultur — Wissenschaft, Technik und Maschinerie, welche die Ertragsfähigkeit, Fruchtbarkeit und gewinnbringende Ausbeutung der Bodenstrecken in bisher ungeahnter Weise steigerten, und die eigentlich als Waffe gegen die ausländische Konkurrenz dienen sollten, richteten, als Monopole des Großgrundbesitzes, die kleinen Ackerbauproduzenten zu Grunde.

Dazu kam, daß unsere Agrarier, anstatt sich mit dem weniger lohnenden Getreidebau zu befassen, einfach in Schnaps, Zucker und Bier „machten“. Nicht mehr das Nahrungsbedürfnis der Bevölkerung war maßgebend, sondern der Markt, die günstige Konjunktur, der hohe Profit. Die Produktion auf Spekulation begann.

Man konnte das jetzt, dank der Unterstützung der Agrikulturwissenschaft, Bodenmeliorationen, Ent- und Bewässerungsanlagen, die Anwendung künstlicher Düngung erhöhten die natürliche Bodenfruchtbarkeit, erweiterten die natürlichen Schranken des Bodenertrages und machten den Ackerbaubetrieb mehr und mehr vom Zwange der Natur unabhängiger. Vervollkommnete Arbeitsinstrumente, Maschinen und andere technische Hilfsmittel setzten den kapitalträchtigen Grundbesitzer in den Stand, ökonomisch und rational zu produzieren, seine Produkte rasch und berechnend auf den Markt zu bringen. Aber während so auf der einen Seite die Wissenschaft in landwirth-

schaftlichen Akademien und Versuchsstationen für eine unausgesetzte Verbesserung der Ackerbauwirtschaft, für eine kolossale Steigerung der Bodenproduktivität arbeitete, sorgte auf der anderen der kapitalistische Charakter des Produktionsprozesses dafür, daß der Raubbau, die Bodenverwüstung und Aushungerung zum Ideal der Agrikultur erhoben wurde.

Was blieb unter solchen Umständen dem Kleinbauern, der ohne Geld, ohne genügenden Kredit und ohne die nöthigen Kenntnisse in der althergebrachten Weise weiter wirtschaften mußte, für ein Ausweg? Er kam in die Lage des kleinen Handwerkers den großen Etablissements gegenüber; unter aufreibender Ueberarbeit und verzweifelter Ueberanstrengung brach er zusammen. Dieses moderne „humane“, „Bauernlegen“, von dem die statistischen Substitutions- und Hypothekentabellen ein erschreckendes Bild liefern, übertrifft alle früheren an Umfang, Grausamkeit und Schnelligkeit. Der Markt ist das Schlachtfeld, die freie Konkurrenz die Waffe. —

Auf das gesammte wirtschaftliche und geistige Leben des ländlichen Proletariats aber hat jene Revolution im Ackerbaubetriebe noch nachhaltiger und heftiger gewirkt.

Jener verzweifelte Kampf um die Existenz, jene ruhelose tolle Jagd nach Brod und Erwerb, welche ein so charakteristisches Merkmal unseres alles zeretzenden Industrialismus sind, haben mit der Mobilisation von Grund und Boden auch ihren Einzug auf das platte Land gehalten. Dagegen ist die alte patriarchalische Behaglichkeit und Existenzsicherheit, seit Krisen und Katastrophen auch die ländliche Wirtschaftswelt durchzittern, die Massen in Bewegung bringen.

Es würde zu weit führen, dieses Thema fortzusetzen. Von Tagelöhnern, die im Sommer auf den Feldern der Bauern, den Latifundien unserer Großgrundbesitzer und im Winter in Zuckerrübenfabriken, Brennereien und Kohlengruben arbeiten; von jenen gewaltigen Schaaren, die über's Meer, nach den Städten und Industriezentren strömen, oder als „Sachseingänger“ innerhalb der Landwirtschaft von Provinz zu Provinz pendeln, hat Jeder schon gehört. Nebenher ein steigendes Zurückfluthen der industriellen „Reservearmee“ als landwirtschaftliche Saisonarbeiter aus den Reihen des Landstrahenproletariats.

Ueberall Auflösung, Zerlegung und ein tolles Durcheinander. — Symptome des gewaltigen Unwetters, das sich unaufhaltsam über dem ganzen kapitalistischen Bau zusammenzieht. —

Jetzt ist auch der Halleische Beschluß hinsichtlich einer energischen Landagitation, sowie die Aufnahme des Passus:

„Gleichstellung der landwirtschaftlichen Arbeiter und Dienstboten mit den gewerblichen Arbeitern. Beseitigung der Gesindeordnungen“ in das neue Parteiprogramm zeitgemäß geworden.

Die Industriebevölkerung ist gewonnen, und die Wahl vom vorjährigen Februar hat den Beweis erbracht, daß auch der „antiolektivistische Bauernschädel“ schon bedenklich von den Lehren des „Kommunismus“ angefaßt ist.

Der Versuchung, bei dieser Gelegenheit der in jüngster Zeit geklebten „Knüppelstakt“ unserer Ordnungsmänner einige Worte zu widmen, widerstehen wir um so leichter, als der Beweis für den geistigen Bankrott unserer Bourgeoisie durch dieselbe unumstößlich erbracht ist.

Wir lehnen vielmehr zu der Kardinalfrage zurück, wie und wodurch führen wir unsere Agitation auf dem flachen Lande am erfolgreichsten durch?

Unsere Weltanschauung ist nicht in der Apotheke zu zu haben, sie wird nicht gewonnen durch das Verschlucken einer sozialistischen Pille, aber ebensowenig darf man sich einbilden, durch bloßes Bertheilen von sozialistischen Flugblättern und Broschüren, oder durch sozialdemokratische Versammlungsreden als solche nennenswerthe Erfolge auf dem Lande zu erzielen.

Die Hauptsache bleibt, in welcher Form wir den Leuten das gesprochene oder geschriebene Wort darbieten.

Unsere Kritik der herrschenden ländlichen Wirtschaftsweise und des sozialen Lebens muß anschaulich sein und durch zeitgemäße Forderungen verständlich gemacht werden, natürlich, ohne unsere letzten Ziele dabei aus den Augen zu verlieren. Wir müssen zu den Massen, nicht über ihre Köpfe hinweg sprechen.

Um das aber zu können, müssen wir vor allen Dingen erst selbst die gesammten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des platten Landes gründlich studieren und zwar theoretisch und praktisch.

Vergessen wir doch vor allen Dingen nicht, daß wir, ganz geringe Ausnahmen abgerechnet, ein uns noch gänzlich fremdes und unbekanntes Gebiet betreten, dessen Eigenartigkeit für die Meisten von uns eine neue, fremde Welt bedeutet.

Eine bloße Uebertragung der Merkmale des Industrialismus auf das flache Land wäre, schon wegen des weit auseinander liegenden Entwicklungsgrades beider, ein verhängnisvoller Fehler. Ein noch größerer aber, die Agitation unter den ländlichen Gesellschaftsklassen nach der unter der städtischen Industriebevölkerung zu schablonisieren. Damit soll nun nicht etwa gesagt sein, daß wir so etwas wie einen „Sozialismus für das platte Land“ fabrizieren müssen, aber unsere Agitation muß sich taktisch den kulturellen Verschiedenheiten anpassen, wenn sie nicht von Anfang an aussichtslos sein soll.

Ganz abgesehen davon, daß wir uns die Elementarregeln der ländlichen Produktionsweise zu eigen gemacht

haben müssen, heißt es in erster Reihe die augenblickliche Situation der deutschen Landwirtschaft, ihre Stellung auf dem Weltmarkt, dem Industrialismus und Sozialismus gegenüber klarzulegen. Wir müssen jederzeit unser Agitationsfeld im Großen und Kleinen überschauen und dann prinzipiell, schlagfertig und anschaulich die Verhältnisse kritisieren und zugleich unsere Forderungen stellen können.

Fragen wir uns doch nur einen Augenblick, wem verdanken wir (die wirtschaftliche Entwicklung als selbstverständlich vorausgesetzt) vor Allem unsere großartigen agitatorischen Erfolge in den Industriegegenden? Doch einzig jener klaren Einsicht in die Organisation und den Mechanismus der herrschenden Produktionsweise, der überlegenen Beherrschung des theoretischen Materials, die uns in jedem Augenblicke das treffende Wort und die aufklärende That finden ließen.

Sollte dieses Mittel auf dem Lande nicht gleiche Resultate erzielen? Wir behaupten, es giebt gar kein anderes.

Wir müssen jetzt noch kurz einiger Einwendungen gedenken, welche besonders skeptisch veranlagte Genossen immer und immer wieder der Landagitation gegenüber vorbringen.

Zuerst die tiefe geistige Finsterniß, welche noch auf den zu gewinnenden ländlichen Proletariatsmassen und den es mehr und mehr werdenden Bauern lagern soll. Hand auf's Herz, sollte diese „Geistesnacht“ wirklich so ungeheuer größer sein, als jene, in der noch heute ein großer Theil des Industrieproletariats vegetirt, mindestens aber früher vegetirt hat?

Wir geben aber gern zu, daß die geistige Verkümmernng, in welcher Millionen von Proletariern durch den Druck der ökonomischen Verhältnisse gehalten werden, und die hieraus erwachsende Gleichgültigkeit für eine Beteiligung am Klassenkampf, wie ein Bleigewicht an unserer Bewegung hängen, die Organisation lähmen, aber das muß und doch einzig nur zu um so energischerer Aufklärungs- und Agitationsarbeit anspannen.

Dann der Einwand, daß die Verschiedenheit der einzelnen ländlichen Distrikte Deutschlands in wirtschaftlicher und auch sozialer Beziehung, die Agitation ungeheuer erschwere. Wir meinen, daß die Verschiedenheit der industriellen Bezirke hiergegen nicht zurücksteht. Allein durch fleißiges Studium, theoretisch und praktisch, soll dem ja eben Rechnung getragen werden. Neben dem Ueberblick über das Ganze darf die Berücksichtigung der Eigenart nicht vernachlässigt werden. Je größer die Kampffläche, um so reichere Angriffspunkte bietet sie. Und es ist wirklich ein bloßes Fragepiel, ob der Erfolg unserer Agitation in industriell durchsetzten Gegenden des platten Landes, oder in solchen mit noch patriarchalisch-feudalen Gepräge größer sein wird.

Zum Schluß noch eins. Was den Siegeszug des Sozialismus durch die moderne Kulturwelt so unendlich mitbestimmen half, war nicht zum wenigsten der gewaltige Idealismus, der ihn durchweht. Der unerschütterliche Glaube an die Wahrheit unserer Weltanschauung, das freudige Bewußtsein, für das Glück der gesamten Menschheit zu kämpfen, hat Tausende der Genossen trotz Hunger und Elend, trotz Klassenwillkür und Kerkermauern zu unermüdlichem Kampfe begeistert. Keine Erdennacht hat geschreckt, keine Schwierigkeit sie beirrt, keine Verfolgung jaghaft gemacht in jenen Tagen, wo mehr als Muth dazu gehörte, Sozialdemokrat zu sein, sich als solcher zu bekennen. Und jetzt, wo unsere Bewegung wie ein Sturmwind die Welt durchbraust, zu einem Faktor geworden ist, ohne den Niemand mehr rechnen kann, Millionen hinter uns stehen: jetzt sollten wir an den Grenzen des platten Landes Halt machen? —

Nein und abermals nein. Hinaus auf's Land, zuerst um zu lernen und dann um zu siegen! —

## Eine sozialpolitische Entdeckungsreise.

(Paul Göhre. Drei Monate Fabrikarbeiter.)

### II.

Das dritte Kapitel eröffnet Göhre mit einer Schilderung des Fabrikgebäudes. Jeder kennt sie, diese langen schmucklosen, eintönigen Gebäude mit ihren hohen Schloten, ihren weiten Höfen, und öden Lagerplätzen, ihrem Lärm, Dampf, Rauch und Kohlenstaub. Sie bilden weite Vororte rings um die Stadt der Bürger; qualmige, ruhige Arbeiterviertel, wo jeder Windhauch mit den Gerüchen einer anderen Industrie beladen ist, wo die Abfallwässer der Fabriken als träge, schwarze Lauche durch ungepflasterte Straßen fließen, wo hinter ruhgeschwärtzen Bretterzäunen blasse, unbewachte Kinder spielen — schwarze, ungepflegte Außenviertel, die der Bourgeois mit dumpfen Unbehagen durchleitet und mit einem leisen Grauen vor der Zukunft, die in allen diesen Kesseln brodelt.

Die Fabrik, in welche Göhre als Handlanger eintrat, bestand aus zwei vollkommen getrennten Theilen, eigentlich zwei Fabriken einer Firma. In der einen Fabrik wurden Strickmaschinen, in der anderen Werkzeugmaschinen erzeugt. Nur diese letztere, in der Göhre arbeitete und seine Beobachtungen anstellte, ist der Gegenstand seiner Schilderung. Hier waren 120—150 Personen beschäftigt, deren Arbeiten uns Göhre ungemein anschaulich schildert. Die Arbeiter sind fast durchwegs erwachsene Männer; Frauen- und Kinderarbeit ist in dieser Industrie unbekannt. Es giebt höchstens ein Duzend Lehrlinge, bei deren Erwähnung Göhre bemerkt, er wolle die Frage nicht entscheiden, ob Fabrik oder Kleinmeister

besser zur Heranbildung des Nachwuchses geeignet seien. Er neigt jedoch der Meinung zu, der Fabrik sei der Vorzug zu geben, und zwar wegen der hier vorhandenen Möglichkeit besserer technischer Ausbildung. Von diesem Standpunkte betrachtet, dürfte in vielen Fällen eher die Ausbildung im selbstständigen Kleinbetriebe vorzuziehen sein. Dagegen schügt die Lehrzeit in den großen Fabriken den Lehrling vor der Ausbeutung zu häuslichen Arbeiten und durch die Größe der Arbeitsgemeinschaft, die gewissermaßen eine kontrollierende Öffentlichkeit bildet, vor unmenschlichen Mißhandlungen. Der Lehrling ist vor Allem hier einem Meister unterstellt, der nicht wie der selbstständige Handwerker im eigenen Interesse diese Macht über den Hilflosen ausübt, um von ihm ein Maximum von Leistung zu erpressen. Wo immer solche Macht, die dem eigenen Interesse der Herrschenden dient, von Menschen über Menschen ausgeübt wird, da entstehen die schrecklichsten Ausschreitungen der Tyrannei; wo solche Obrigkeit ist, da ist sie vom Teufel.

Die erwachsene Arbeiterschaft der Fabrik gliedert sich in fünf Rangstufen. Den untersten Rang nehmen die Handlanger ein, zu denen auch Göhre mangels einer speziellen technischen Ausbildung sich gesellen mußte. Eine Stufe höher stehen die qualifizierten, gelernten Arbeiter, über diesen die Vorarbeiter „Monteurs“, Anführer je einer Gruppe, die gemeinsam an einer Maschine arbeiten, über diesen stehen wieder die Meister, die je einen ganzen technisch verschiedenen Zweig der Arbeit überwachen und an der Spitze des Ganzen der Werkführer, der direkt dem technischen Direktor unterstellt ist.

Wie übereinander in mehrere Rangstufen, so ist die Arbeiterschaft nebeneinander in Fachgruppen getheilt nach ihren verschiedenen Beschäftigungen. Die zahlreichste Gruppe ist die der Schlosser. Daneben giebt es Modelltischler, Dreher, Bohrer, „Stoßer“ u., etwa 15 verschiedene Zweige, deren technische Benennung zum Theil erst erklärt werden muß und deren Arbeit uns Göhre bis ins Detail mit vollkommener Anschaulichkeit darstellt. Hier, beim Eingehen auf das Detail der Arbeit, zeigt sich wieder, daß wir eben bei einer Elitarbeitererschaft, bei Maschinenbauern sind, und deshalb ist die Schilderung weit entfernt uns ein Bild vom Lose des Durchschnittsarbeiters in der Fabrik zu geben.

„Der Arbeitsprozeß war schwer, kompliziert, langsam“, sagt Göhre „aber war keiner von denen, die den Menschen durch seine Einseitigkeit, geistig, moralisch und physisch vernichten. Auch hier giebt es eintönige Arbeit genug, die Bedienung der Bohr- und Hobelmaschinen und dergleichen mehr; im Ganzen aber verlangt die Arbeit beständige Aufmerksamkeit und gewährt Ein- und Ueberblick in den Zusammenhang der verschiedenen Thätigkeiten und ihr Zusammenwirken zur Gestaltung des schließlichen Endproduktes.“

Gewiß ist es wahr, was Göhre sagt, daß die hier mögliche Abwechslung die Arbeit erleichtert, daß die Uebersicht über das Ganze, das Wiedererkennen der eigenen Arbeit an diesem oder jenem Stück der fertigen Maschine dem Arbeiter eine wertvolle Befriedigung giebt, daß der Augenblick der Erprobung der fertigen Maschine, wo er das Werk seiner Hände, endlich vollendet, sich in kunstvoller Bewegung regen sieht, wie ein von ihm erschaffenes lebendes Wesen, ihn mit einem berechtigtem Selbstgefühl erfüllt, das dem Handwerksstolze der alten Kunstmeister nicht nachsteht. Aber wie wenigen Arbeitern wird dergleichen zu Theil! Zum Vergleiche führt Göhre selbst an, daß einige Arbeiter im anderen Theile derselben Fabrik, bei der Strickmaschinen-Produktion, während ihres ganzen langen Arbeitstages „gedankenlos, kraftlos nur immer dasselbe Stahlblättchen an immer derselben Stelle, durch immer dieselbe Handbewegung in immer demselben Tempo durchlöcher zu lassen haben, oder nichts als Maschinen, immer Maschinen zu zählen.“

Die Arbeitszeit in der Fabrik muß besonders im Hinblick auf die schwere Anstrengung, die diese Industrie erheischt, als eine viel zu lange bezeichnet werden. Es wurde von 6 bis 12 und von 1 bis 6 Uhr gearbeitet. Da noch eine Frühstückspause von 20 Minuten in Abzug zu bringen ist, so betrug die effektive Arbeitszeit 10 Stunden 40 Minuten. Solche Arbeitszeit ist allerdings gegenüber den maßlosen Mißbräuchen, wie sie in der Textilbranche und anderen Industrien vorkommen, immerhin eine relativ kurze zu nennen, an sich aber eine viel zu lange und nicht nur wegen der zu leistenden schweren Arbeit, sondern auch wegen der Umstände, unter denen sie verrichtet werden muß und die für alle Industrien ziemlich gleichartig sind, zu lange. Göhre schildert die Wirkung dieser Nebenstände folgendermaßen:

„Es ist in der That keine Kleinigkeit, elf Stunden des Tages mit 120 Mann in einem von öligem, schmierigem Dunste, von Kohlen- und Eisenstaube geschwängertem heißen Raume auszuhalten. Nicht eigentlich die meist schweren Handgriffe und Arbeitsleistungen, sondern dieses Zusammenleben, Zusammenatmen, Zusammenschwitzen vieler Menschen, diese, dadurch entstehende, ermüdende Druckluft, das nie verstummende, nervenabstumpfende, gewaltige, quetschende, dröhnende, rassistende Geräusch und das unausgesetzte, eifständige Stehen in ewigem Einerlei, oft an ein und derselben Stelle — das alles zusammen macht unsere Fabrikarbeit zu einer alle Kräfte anspannenden, aufreibenden Thätigkeit.“

Auch konstatiert hier Göhre wieder einmal an seinen Arbeitsgenossen die so oft beobachtete Thatsache, daß bei so langer Arbeitszeit die erzielte Leistung in den letzten Stunden hinter der Durchschnittsleistung der Arbeiter erheblich zurückbleibt.

Es ist bekanntlich eine überall, in England wie in Sachsen, in Böhmen wie in Australien gleichmäßig gemachte Beobachtung, daß Verkürzung der Arbeitszeit bis auf ein ganz erstaunliches Maß herab möglich ist, ohne eine Verminderung der Arbeitsleistung eines Arbeiters an einem Tage herbeizuführen. Bei der Verkürzung der

Arbeitszeit gewinnen beide Theile. Der Arbeiter empfängt für eine geringere Zeitdauer intensiverer Arbeit denselben Lohn wie früher und verlängert damit die Stunden seiner Freiheit. Der Unternehmer erhält die gleiche Arbeitsleistung wie früher und spart an den Nebenkosten. Diese Erkenntniß hat in vorgeschrittenen Ländern den Arbeitstag auf 10 Stunden herabgesetzt; in England und Amerika gewinnt der Achtstundentag Boden und in Australien ist er schon überwiegend eingeführt.

Daß aber solche Erkenntniß so langsam sich allgemein Bahn bricht und daß diese Beispiele so langsam zu allgemeiner Nachfolge führen, ist ein lehrreiches Beispiel für die Macht, welche die Kraft der Trägheit auch in wirtschaftlichen Dingen ausübt.

Eine Kündigungsfrist war in der Fabrik nicht eingeführt; die Auflösung des Arbeitsverhältnisses konnte in der Regel beiderseits in jedem Augenblicke erfolgen. Göhre hat von dieser Einrichtung während der Zeit seines Aufenthalts in der Fabrik keinen Nachtheil gesehen. Es war überhaupt nicht allzuviel Wechsel in der Fabrik, und Austritte erfolgten meist auf Wunsch der betreffenden Arbeiter, die auf anderwärtiges Unterkommen Aussicht hatten. Immer stehen wir hier vor exceptionellen Verhältnissen, und so ist es begreiflich, daß Göhre dieser Einrichtung mit Eifer das Wort redet. Sie hat allerdings das Verdienst, die Frage von der Strafbarkeit des Kontraktbruchs mit einem Schläge aus der Welt zu schaffen und so viele Reibungen zwischen Unternehmer- und Arbeiterklasse zu vermeiden. Aber es läßt sich nicht verkennen, daß die Einrichtung zweischneidig ist und einem rücksichtslosen Unternehmer gegen eine an der Grenze des Existenzminimums stehende Arbeiterschaft eine scharfe Waffe in die Hand giebt.

Wie oben gesagt, war die Arbeiterschaft in mehrere einander übergeordnete Schichten getheilt. Göhre vergleicht diese Ueber- und Unterordnung mit ihren genau abgegrenzten Kompetenzen wiederholt mit der militärischen Hierarchie, die Monteurs, Meister und Werkführer mit Unteroffizieren verschiedenen Grades.

Seine eigene Schilderung der Verhältnisse aber läßt den Vergleich als ganz unzutreffend erkennen. Er selbst sagt einmal, daß „unteroffiziermäßiges Anschauzen nicht geübt und selten versucht wurde“. Die drei unteren Stufen wenigstens — Handarbeiter, qualifizierte Arbeiter und Monteurs — fühlen sich solidarisch. Zwischen Befehlenden und Gehorchenden besteht da ein fast ideales Verhältniß. Die Subordination ist mit Kardialität versehen; der Arbeiter befolgt die Anordnungen seines Vorgesetzten, welche der Betrieb verlangt, mit Einsicht in diese Nothwendigkeit. Die gemüthliche Form, in der die Befehle an die Handlanger ergehen: „Da wollen wir 'mal das machen; es dauert gar nicht lange“ u. dgl., fordert geradezu zum Lächeln heraus. Vergessen wir nicht, daß wir im gemüthlichen und höflichen Sachsen sind, wo so manche Härte durch weiche Sitten gemildert wird. Aber anerkennen wir vor Allem, daß in allen diesen Männern ein gemeinsames Standesbewußtsein lebt, daß der Arbeiter in seinem unmittelbaren Vorgesetzten seinesgleichen sieht, einen wirtschaftlich Unselbstständigen, wie er selbst ist, einen Leiter, der nicht im eigenen Interesse befehlt und drängt, sondern selbst einer Nothwendigkeit gehorchend. Dieses Gefühl thut der Disziplin keinen Abbruch; bei der Arbeit wird jedem Befehle sofort Folge geleistet. Außerhalb der Fabrik aber verschwindet jeder Unterschied, „da fühlen sich alle nur als Gleiche, und kein anderer Umstand entscheidet für ihren persönlichen Verkehr als Neigung, Gesinnungsgleichheit und Nachbarschaft“. Nicht so gut wie unter den drei Schichten der eigentlichen Arbeiter, aber doch leidlich ist das Verhältniß zu den Meistern. Einer von ihnen wird als warmer Freund seiner Arbeiter geschildert, der sie bei Gelegenheit selbst gegen die Direktion in Schutz nimmt.

Macht dieser Verkehr zwischen Ueber- und Untergeordneten einen durchaus erfreulichen Eindruck, so ist die herzliche Kameradschaft, die unter Arbeitern gleicher Stufe herrscht und ihre stete Bereitschaft für einander einzutreten, vollends geeignet unsere Sympathie zu gewinnen.

Auch hier finden wir in der äußeren Lage der Arbeiter ein Element, das den inneren Menschen ergreift und umbildet, das in ihm und gerade in ihm alle Fähigkeit des Menschen, ein geselliges Wesen zu sein, steigert und vervollkommt. So wie außerhalb der Fabrik die oben geschilderten Wohnungsverhältnisse die Einzelnen nahe aneinander rücken und auf ein gegenseitiges Sichvertragen und Einanderhelfen anweisen, so ist es innerhalb der Fabrik die Natur der Arbeit selbst, welche einen Einfluß gleicher Art auf die moralische Anlage eines Jeden ausübt, der an dieser Arbeit Theil nimmt. Auch Göhre entging es nicht, wie die Arbeit die Leute schnell aneinanderbringt und dann zwischen ihnen einen regen Verkehr stiftet und erhält, der bald auch in vielen anderen Beziehungen sie enge mit einander verknüpft. Der Unternehmer geht allein seinen Geschäften nach, oder in den Verbindungen zu Zweien und Dreien, welche der Regel nach die offene Gesellschaft ausmachen, oder er kommt als Aktionär, als Mitglied einer Genossenschaft, eines Vereins oder dergleichen flüchtig zu bestimmten Zwecken mit seinesgleichen zusammen. Der Arbeiter aber steht Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein neben seinen Genossen an der Drehbank und vor dem Werkisch und seine Arbeit selbst lehrt ihn sich als ein dienendes Glied in eine Gesamtheit einzufügen, auf die seine Existenz angewiesen ist, so wie der Bestand des Ganzen wieder von der Thätigkeit jedes Einzelnen abhängt. Es mag sein, daß er dabei niemals die Vorstellung des „Organismus“

empfangt, daß er in seiner „Seichtheit“ und seinem „Utilitarismus“ alle menschliche Verbindung als gewillkürt und gemacht auffaßt — zweifellos ist es, daß ein Leben in gemeinsamer Arbeit eine gute und wirksame Schule des Gemeinfinns, der Brüderlichkeit und selbst der Opferwilligkeit ist, kurz aller für das Band der Gesellschaft werthvoller Eigenschaften.

Und die Früchte dieser Schule lehrt uns jede Seite von Göhre's Darstellung kennen. Hier, wo er vom Verkehre der Arbeitsgenossen innerhalb der Fabrik spricht, überrascht nicht nur die Liebendwürdigkeit und Freundlichkeit, mit der diese Glieder des „vierten Standes“ untereinander verkehren, sondern vor Allem die Rücksicht und Schonung, mit der sie den schwächeren Genossen behandeln. Göhre war vor Allem in der Lage, diesen schönen Zug bei seinen Arbeitsgenossen kennen zu lernen.

„Gegen mich, den Reuling“, erzählt Göhre, „waren alle fünf unserer Kolonne freundlich und entgegenkommend. Als ich in die Fabrik eintrat, zeigte es sich gleich am ersten Tage, daß ich unfähig war, ebenso stramm und stark zuzugreifen, wie die in solcher Arbeit erprobten Kolonnenmitglieder. Sofort nahm man Rücksicht auf mich; und anstatt den neuen, noch schwächeren Kameraden auszubenten und ihn an ihrer Statt arbeiten zu lassen, stellte man ihn immer an den leichtesten Platz, ja schob ihn gar ganz bei Seite, um selbst schneller und besser die Arbeit zu thun. Und denselben kameradschaftlichen Sinn, dieselbe freundliche Rücksicht übten die meisten Schlosser und Maschinenarbeiter gegen mich.“

Mit dieser freundlichen Gesinnung unter einander, mit dieser Harmonie, die überall zwischen Arbeitsgenossen gleicher sowohl als verschiedener Stufe herrscht, verbindet sich ein fröhlicher, heiterer Sinn. Selbst laute Heiterkeit und übermüthige Scherze begleiten tagsüber die schwere Arbeit der Männer. Nur gegen das Ende zu, wenn das Uebermaß der Leistung die Kräfte abgesehen hat, erlischt nach und nach Lachen und Plaudern und eine dumpfe Müdigkeit beginnt sich über den Bau zu verbreiten, in dem 120 abgeplagte Menschen den Feierabend herbeisehnen.

Göhre hat gewiß Recht, wenn er diesen Trost zum großen Theile auf die joviale, heitere Anlage dieses Volkstammes schiebt und ihm, dem die schwere, ernste Art des Niederdeutschen als Maßstab dient, mag Manches als ausgelassene Heiterkeit erscheinen, was dem aus leichterem Stoff gebildeten Oberdeutschen nur Ausdruck der Durchschnittsstimmung ist.

Vor Allem aber haben wir es hier, dies müssen wir immer wiederholen, mit einer unter ausnahmsweise günstigen Bedingungen lebenden Arbeiterschaft zu thun. Das „physiologische Existenzminimum“ ist bei den Meisten reichlich gedeckt; die Kraft, die durch ausgiebige Ernährung wieder ersetzt wird, kann in fröhlichem Eifer wieder ausgegeben werden. Vergessen wir bei der Schilderung dieser Fröhlichkeit nicht, daß ein großer Theil der europäischen Arbeiterschaft das Gleichgewicht zwischen Kraftausgabe und Nahrungsaufnahme nicht erhalten kann, daß aus der Summirung der physiologischen Defizite ein langsames Siechtum entsteht, das den Weber, den Bergmann, den Tagelöhner vor seiner Zeit dahintrafft.

## Der Kleingewerbebetrieb und sein Niedergang.

Dieses Thema behandelt ein Mitarbeiter der „Buchbinder-Zeitung“ in einem längeren Artikel, der jetzt, Angesichts der Debatten im Reichstage gelegentlich der Interpellation Hise, von aktuellem Interesse ist. Es heißt in dem Artikel:

Zu den abgedroschensten Phrasen gehört unzweifelhaft der Sinnspruch vom „goldenen Boden des Handwerks“. Die Wahrheit ist, daß dieser „Boden“ nachgerade in der Luft schwebt und das Handwerk nur noch einen Verzweiflungskampf ums Dasein kämpft, wenn man die kümmerlichen Reste seiner Existenz überhaupt ein Dasein nennen kann, gegen die moderne großindustrielle Entwicklung. Wir finden da in verschiedenen Blättern Zahlenangaben über den Bruchtheil, den das Handwerk in der Stadt Halle a. S. im Jahre 1840 und welchen es im Jahre 1885, also nach fünfundsiebenzig Jahren ausmacht.

Auf je 10 000 Einwohnern entfielen an selbstständigen Handwerkern:

	1840	1885
Bäder . . . . .	28	13
Fleischer . . . . .	19	11
Schneider . . . . .	92	39
Schuhmacher . . . . .	151	40
Glaser . . . . .	10	5
Tischler . . . . .	63	20
Drechsler . . . . .	11	?
Klempner . . . . .	5	7
Böttcher . . . . .	26	8
Schlosser . . . . .	31	8
Grobhutmiede . . . . .	10	6
Sattler . . . . .	10	5
Seiler . . . . .	8	4
Buchbinder . . . . .	20	5
Uhrmacher . . . . .	5	5

Also auf 10 000 Einwohner existirten statt 489 nur noch 186 „ehrjame“ Handwerksmeister, während Halle in diesen fünfundsiebenzig Jahren die enormsten Fortschritte machte und seine Bevölkerungsziffer von gegen 45 000 in 1840 bis 1885 sich mehr als verdoppelte!

Man bedenke weiter, daß Halle nie Industriestadt, auch keine Handelsstadt war; seine Salzwerke vor allem gaben der Stadt Bedeutung, sowie die Universität

geben ihr reges Leben. Schon die Zahl der angegebenen Handwerker vorstehender Tabelle und die ungewöhnlich hohe Zahl der Buchbinder giebt uns Zeugniß, wie noch vor wenigen Jahren das Handwerk „dominirte“.

Die „Harmonieapostel“ à la Schulze-Delitzsch wählten auch als Operationsfeld zuerst Halle mit, das natürlich auch wieder als eine der ersten Städte oben an glänzt, wo die „Harmoniepielerei“ Schiffbruch leiden mußte!

Es ist nicht zu verwundern, wenn die kleinmeisterlichen Elemente mit unglaublicher Fähigkeit an ihrer vielgepriesenen „Selbstständigkeit“ festhalten, wenn wir bedenken, daß solche Männer sich ein kleines Vermögen zum ersten Anfang vielfach durch Entfugung jedweder Lebensfreude ersparen, resp. erzuhern mußten; nur in den wenigsten Fällen ererbten oder erheiratheten sie den Grundstock ihrer Existenz. Trotz der großen Enttäuschungen, welche die Kleinmeister erfuhren, glaubt jeder Meister, der unter den größten Entbehrungen und Mühsalen aller Art, oft verbunden mit dem Opfer seines ganzen Baarvermögens, zum Meisterrecht kam, nun auch ein Anrecht auf „Schutz seines Gewerbes“ zu haben! Doch es nützt nichts, allmählig fällt es eben auch der Konkurrenz zum Opfer. Keiner lernt am Untergang des Anderen, jeder freut sich über den Untergang des Konkurrenten, wenn er nur noch oben schwimmt. Auch Rohstoff-, Konsum- und gewerbliche Kreditvereine können nicht mehr helfen.

In Halle wurde auch eine sogenannte Kolonie mit Arbeiter-Wohnhäusern nach dem berühmten Cottage-System angelegt; diese Häusermasse, einförmige, gleichmäßig hohe Einstöckerwerke mit schrägem Dach, sieht von weitem aus, wie eine große Champignonzucht; aber das berühmte „Vorgärtchen“ vor dem Haus findet man gleichmäßig in allen sechs Straßen. Auch in diesem Arbeiterviertel findet man eine große Anzahl Kleingewerbetreibende, besonders Schuhmacher und Schneider. Diese Kleinmeister sind natürlich von dem Wahn kurirt, daß das Handwerk noch goldenen Boden habe! Auch die „Idylle“, das „Arbeiterheim“, ist vor der eisernen Nothwendigkeit: „Du mußt arbeiten, damit du nur dein täglich Brot verdienst!“ zu nichts zusammenschumpft. In den „Vorgärtchen“ sieht es oft recht wüst aus, man findet keine Spur von der „Idylle“, wie solche phantastische Lohnschreiber oft schildern.

Es wird wohl noch einer langen — sehr langen Zeit bedürfen, ehe diese kleinmeisterlichen Elemente zur Erkenntniß kommen, aber nur Geduld, sie wandern jetzt schon massenhaft ins Proletariat über, nur können sie es noch nicht fassen, daß sie schon Proletarier sind. Noch großer Ausdauer wird es bedürfen, um hier freie „Bahn“ zu brechen.

## Deutscher Reichstag.

### 131. Sitzung.

Erste Lesung des Gesetzesentwurfs betreffend Einnahmen und Ausgaben der Schutzgebiete.  
Gegen die Kolonialpolitik spricht Bamberger (Dfr.), Graf Arnim (Konf.) und v. Strombeck (L.) dafür.

### 132. Sitzung.

Der von Dr. Hirsch u. G. eingebrachte Gesetzesentwurf betr. die eingetragenen Berufsvereine; dieselben sollen die Rechtsfähigkeit erhalten, die jetzt nur von den Behörden besonders verliehen wird.

Abg. Hirsch (Dfr.) allgemeine Quasellei, nebst Verwahrung, daß die Berufsvereine kein Kapital an den Krügen wollen; damit soll die Rechtsfähigkeit erbettet werden.

Abg. v. Reudell (Rp.) hat ein steinernes Herz, die Demuth des Dr. Hirsch hat ihn nicht gerührt: „Der große Bergarbeiterausstand 1889 wurde von dem Verbands der Gewerksvereine wesentlich durch Geld unterstützt. Nach solchen Vorgängen und nach der Beschaffenheit der Verbandsstatuten können die Gewerksvereine Korporationsrechte nicht erhalten; denn die Forderung der Gemeinnützigkeit trifft für sie nicht zu, da der Kampf gegen die Arbeitgeber sie des Prädikats der Gemeinnützigkeit verlustig macht. Erhalten sie eine größere Macht, so bietet gerade das Gefühl derselben einen Reiz zu solchen Kämpfen. Keine Regierung kann die Verantwortung übernehmen, durch Verleihung der Korporationsrechte den Reiz zu Arbeitsentstellungen zu vergrößern. Darüber sind alle Regierungen der Welt sich einig, daß Arbeitsentstellungen nicht als eine dem Gemeinwohl förderliche Erscheinung betrachtet werden können.“ — Armer Hirsch! Für den verunglückten Simpelsang von 89 wirst Du so bestraft! Und Herr v. Reudell hat recht! Ein Streik kann das Gemeinwohl nie fördern; denn was ist das Gemeinwohl? Hat es nicht die deutsche Politik seit 20 Jahren bewiesen, was Gemeinwohl ist? Wer ist bis jetzt gegen diese Beweise aufgetreten?

Abg. Molkenbühr (Soz.) zeigt, daß die Unternehmerverbände gegenüber den Arbeiterverbänden alle Unterstützung des Staates genießen. Kritisiert dann den Antrag: Wiederbar ist es, daß gerade die Deutschfreisinnigen einen § 27 beantragen konnten, in dem es heißt, daß ein Verein aufgelöst werden kann, wenn er sich gegenwärtiger Handlungen schuldig macht, durch welche das Gemeinwohl gefährdet wird. Diese Bestimmung ist sehr lauschaudartig. Was ist unter „gegenwärtig“ zu verstehen? Ueberdies können die Vereine schwerlich gegenwärtig handeln, nur einzelne Personen handeln gegenwärtig und sind gerichtlich haftbar. Danach würden in den meisten Fällen Leute bestraft werden, die gar nicht angeklagt waren. Unter keinen Umständen dürfen wir uns auf das Wohlwollen der Behörden verlassen, auf das uns dieser Paragraph verweist. Die Behörden haben ein Vorurtheil gegen die Arbeiter und ebenso der Richterstand.

Abg. Hartmann (Konf.) findet, daß in dem Gesetzesentwurf die Gleichheit Aller nicht gewahrt ist.

Abg. Hise (L.) findet in der Sache einen „echtdeutschen Gedanken“.

Abg. Möller (nl.) will erst abwarten, bis die gegenwärtigen Stürme — d. h. die Sozialdemokratie — sich beruhigt haben.

### 131. Sitzung. (Krank- und Versicherungs-Novelle.)

Es handelt sich um den Antrag Hirsch, den Mitgliedern statt freier ärztlicher Behandlung ein baarres Entgelt zu gewähren; der Antrag deckt sich in den Hauptpunkten mit dem Antrag Auer. Von den Sozialisten sprechen Molkenbühr und Stinger.

### 131. Sitzung. (Fortsetzung.)

Bedeutungslose Reden.

### 135. Sitzung.

Einschränkung der Immunität der Abgeordneten.  
Abg. Saumbach (Dfr.) spricht dagegen und verwirft die langen Vertagungen.

Abg. Singer (Soz.) meint, der Reichstag habe allen Anlaß, jedem Versuch entgegenzutreten, an der Immunität der Mitglieder dieses Hauses zu rütteln. Die ganze Vorlage sei ja entstanden aus Anlässen, welche einige Mitglieder der sozialdemokratischen Partei gegeben hätten. Die Staatsanwälte hätten die Betreffenden ohne Rücksicht auf den vorjährigen Beschluß des Hauses verfolgt, so den Abg. Schmidt-Sachsen. Die Herren Sachsen besonders seien die Piqueure bei dieser Jagd. Der Reichstag könne sich angesichts dieser Vorlage unmöglich zu dem Spruche bekennen: Suprema lex regia voluntas. Er könne unmöglich an der Immunität der Abgeordneten rütteln lassen. Seine Partei verlange durchaus keine ausnahmsrechtliche, völlige Straffreiheit der Abgeordneten, aber man könne ja, dagegen habe er nichts, die Verjährungsfrist für die Strafverfolgung entsprechend verlängern. Daß während der Vertagung Immunität der Abgeordneten durchaus erforderlich sei, erbelle doch schon daraus, daß die Regierung auch während der Vertagung Aktien an die Mitglieder des Reichstages versende. Doch nur zum Studium, das aber bei Aufhebung der Immunität unmöglich werde. Ferner könne der Reichstag auch während der Vertagung jederzeit von dem Kaiser wieder zusammen berufen werden. Wie sehe es dann mit den von der Strafverfolgung betroffenen Mitgliedern? Die Regierung hätte also vielmehr ein Verbot beantragen sollen, daß die Immunität während jeder Vertagung fortzudauern. Seine eigene Partei behalte sich einen solchen Antrag vor. Gegen diesen ersten Versuch eines Einbruchs in die Privilegien des Hauses, wie ihn die Regierung hier anstelle, müsse der Reichstag entschieden Widerstand erheben.

## Gewerkschaftliches.

Wir entnehmen der Nr. 48 der „Deutschen Metallarbeiter-Zeitung“ folgenden Aufruf für die **Metallschläger Dresdens:**

An die deutschen Metallarbeiter und Arbeiterinnen!

Genossen und Genossinnen! Noch nie tobte der Kampf zwischen Kapital und Arbeit schroffer, noch nie zeigte sich aber auch die Solidarität der Arbeiter deutlicher und noch nie war sie nöthiger als im gegenwärtigen Moment.

Wir sehen tagtäglich das Unternehmertum die Arbeiterklasse mit neuen, entsetzlichen und unterdrückenden Bedingungen bedrängen, wir hören tagtäglich bei einer stetigen Steigerung der Lebenshaltung von Lohnverkürzungen, und wir nehmen täglich wahr, wie das Unternehmertum die Folgen der wirtschaftlichen Krise auf die Schultern des Proletariats abzuwälzen beabsichtigt ist. Kann es uns da Wunder nehmen, wenn unsere Genossen, wie es die Dresdener Metallschläger gethan, um ihre Lage nicht noch mehr drücken zu lassen, des Druckes müde, das Joch abzuwälzen und den ihnen hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen? Müßen wir da nicht mit allen Mitteln den Genossen in ihrem unerschütterten Kampfe beistehen und die kulturellen Bestrebungen des Unternehmertums zunichte zu machen suchen? Erwächst uns hier eine selbstverständliche Pflicht unserer engeren Berufs- und Verbundgenossen gegenüber, so unterliegt es keinem Zweifel, daß wir wegen der hochgehenden Bewegung der deutschen Buchdrucker unsere ganze Kraft zu konzentriren haben, um auch ihnen zum Siege zu verhelfen.

Genossen, es handelt sich hier nicht nur um den Kampf eines Gewerbes zur Erlangung einer kürzeren Arbeitszeit, nicht nur um Erreichung eines prozentualen Lohnzuschlages, sondern, wie uns das Gedächtnis des geschlossenen Unternehmertums zeigt, um die Existenzberechtigung der Organisation. Es handelt sich hier um einen Kampf der Arbeiterklasse gegen das vereinigte Kapital, und Pflicht eines jeden Arbeiters ist es, der erstere zum Siege zu verhelfen.

Da bei dem kurzen Bestande unseres Verbandes die Mittel hierzu nicht in ausreichendem Maße vorhanden sind, haben wir uns im Einverständnis mit dem Ausschuß entschlossen, Extramarken zu 10 und 20 Pf. auszugeben und sehen wir der sofortigen Bestellung entgegen.

Stuttgart, 20. November 1891.

Der Vorstand des deutschen Metallarbeiter-Verbandes.

Wir fügen Obigen noch folgendes hinzu:

Die Metallschläger Dresdens befanden sich schon vor zwei Jahren in einer äußerst gedrückten Lage, erlangten aber damals durch einen äußerst hartnäckigen Lohnkampf einen zehnstündigen Arbeitstag und eine Lohnerdhöhung von ca. 16 pCt. Bei diesen Ertragsverhältnissen war es immerhin noch nicht möglich, den Durchschnittsverdienst über 16 Mk. pro Woche zu bringen. Und jetzt soll nun, bei den ins Unerbliche steigenden Lebensmittelpreisen, eine Lohnreduktion von 16 pCt. eintreten. Das Unternehmertum will sich durch diese Zumuthung nicht nur auf Unkosten der Arbeiter bereichern und eine längere Arbeitszeit wieder einführen, nein, auch die Organisation der Arbeiter soll gänzlich zerstört werden. Dieser Streik ist nicht nur kein Angriffsstreik, ja kaum als ein Abwehrstreik zu bezeichnen, sondern es ist dies ein Kampf einer Anzahl unserer Arbeitsbrüder, um nicht zu verhungern. Wie anspruchlos diese Metallschläger sind, um den Sieg durch möglichst lange Ausdauer zu erringen, sei hier noch erwähnt, daß dieselben nur 6 resp. 8 Mk. pro Mann und Woche Unterstützung erhalten. Hier thut schnelle Hilfe wirklich noth, möge ein Jeder sein Scherlein dazu beitragen. Wir wünschen den Metallschlägern den besten Erfolg und sind bereit, Unterstützungen entgegenzunehmen, wenn es nicht vorgezogen werden sollte, dieselben direkt nach Dresden, an Paul Schmidt, kleine Brüdergasse 17. I. zu senden.

Alle arbeiterfreundlichen Blätter werden um Nachdruck ersucht.

## Literarisches.

L. Löwenstein, Die Abzahlungsgeschäfte. Altona, Selbstverlag. Eine Schrift für die Abzahlungsgeschäfte. 28 Seiten.

J. Marhus, Stebt es einen persönlichen Gott? Zürich, Verlagsmagazin. Preis 40 Pf. 30 S. Eine ziemlich überflüssige Arbeit, da der Verfasser bloß tausendmal gekaute Sachen wiederläut.

W. Wilms, Vermuth und Glaube. Zürich, Verlagsmagazin. 60 Pf. 78 S. Will einer „Zukunftreligion“ die Wege ebnen.

Carl Noth, Der amerikanische Sonntag. Zürich, Verlagsmagazin. 50 Pf. 36 S. Eine interessante kulturhistorische Skizze.

## Briefkasten der Expedition.

H. Winner, Iserlohn. Wir ersuchen Sie, gefälligst die von Ihnen eingezogenen Abonnementsgelder an uns abzusenden, ebenso das Geld für die Berliner Arbeiter-Bibliothek oder die Zurücksendung der Hefte.

V. Siebig, Hagen i. W. Wir ersuchen Sie, gefälligst die von Ihnen eingezogenen Abonnementsgelder an uns abzuliefern.

Volkshilfsverein „Stahlhammer“. Betrag 1,75 erhalten und nicht bis ultimo Februar. Quartal 1,80 Mk.

Fachverein Textilarbeiter, Reidenberg i. S. Ohmen. Nr. 48 kam mit der Bemerkung zurück: Annahme verweigert.

G. P., Pottsd. Kongressprotokoll von Brüssel ist noch nicht erschienen. Mit Gruß die Expedition.